

Alka Saraogi, *Entwurzelt*, Roman, Draupadi Verlag 2024

Leseprobe aus dem 1. Kapitel

Das Plakat hatte ihn innehalten lassen. Es hing in der Lower Circular Road, kündigte irgendein Theaterstück an mit dem Titel „Autobiographie“. Darunter stand: „Das Epos vom letzten Jahr des 20. Jahrhunderts“. Damit konnte er nicht allzu viel anfangen. Es gab noch eine Person, die den Blick unverwandt auf das Plakat gerichtet hielt. Ein bärtiger, gebildet aussehender Mann in einem hellblauen Hemd. Er dachte kurz daran, den Mann nach der Bedeutung des Untertitels zu fragen, dann ließ er den Gedanken wieder fallen.

Er wusste, dass sich dort das Büro irgendeiner Organisation befand, die Theateraufführungen veranstaltete. Er wusste es so, wie er von allem in Kalkutta wusste, von den Läden, Gebäuden, Büros, Tempeln, Moscheen, Kirchen, selbst von den behelfsmäßigen Verkaufsständen entlang der Fußwege. Hätte man ihn nach sämtlichen großen und kleinen Geschäften in einer bestimmten Straße gefragt, oder nach den Zuständigkeiten aller Büros und Dienststellen, die sich dort von einem Ende der Straße zum anderen befanden, hätte er eine durchaus zuverlässige Karte des Geschäftslebens der Stadt zeichnen können. Von den Betreibern der sogenannten italienischen Salons – das waren die Straßenbarbiere, bei denen die Kunden auf ein paar Ziegeln saßen, während sie einen Haarschnitt erhielten – und von den Schlossern, die einen Ersatzschlüssel für ein Vorhängeschloss anfertigen konnten, das nicht mehr aufging, weil man den Schlüssel verloren hatte, hätte er sogar die Namen nennen können.

Die Mitglieder der Familie seines Bruders, bei dem er gewissermaßen, nein, bei dem er in der Tat arbeitete, wussten durchaus Kapital aus diesen „Kenntnissen“ zu schlagen. Dennoch musste er sich häufig in klagendem Ton vorgebrachte Äußerungen anhören wie diese: „Onkel Bhushan, was hattest du denn so lange mit diesem Gaukler mit seinem dressierten Affen zu reden? Ich stand im Stau, da habe ich gesehen, wie du dich stundenlang mit ihm unterhalten hast.“ Wenn er so angesprochen wurde, lachte er nur. Etwas anderes blieb ihm auch nicht übrig. Er wusste, sobald er gegangen war, würden sie sich über ihn lustig machen, und der eine oder andere würde bemerken: „Wer weiß, vielleicht hat der Onkel von dem ja einen Tipp für ein neues Unternehmen bekommen.“ Die Vorstellung, wie der Onkel, zwei Affen im Schlepptau, trommelschlagend umherzog, würde sie dermaßen zum Lachen bringen, dass ihnen die Tränen kamen.

Er machte sich nie etwas daraus, dass man über ihn spottete. Meistens schmunzelte er selbst und zeigte so lange eine vergnügte Miene, bis sie aufhörten zu lachen. Sogar der Gemüsehändler, der seinen Stand auf dem Fußweg in der Straße hatte, in der sein Bruder wohnte, zog ihn auf. Wenn er ihn mit einer abgegriffenen Tasche voller Gemüse aus dem Bus steigen sah, hieß es: „Na, Onkel, was gibt es heute zum Essen?“ Er lachte: „Heute gibt es Curry aus frischen Kichererbsen. Und, wieviel hast du für frische Kichererbsen bezahlt?“ Der Händler wusste, dass der Onkel niemals sein überteuertes Gemüse nehmen würde. Er nannte die Hälfte des Preises, den er im Einkauf entrichtet hatte, darauf erklärte der Onkel: „Ich habe sie billiger bekommen“ und ging lächelnd weiter.

Sein Lächeln strich über sein Gesicht wie ein Zauberstab. Auch dieser Umstand war ihm wie die Winkel und Gassen der Stadt vertraut. Schon in seiner Kindheit hatte der Blick in den Spiegel bei ihm tiefe Frustration ausgelöst. Anders als bei seinen Brüdern und Schwestern war seine Hautfarbe dunkel, und darüber hinaus wirkten seine Gesichtszüge unharmonisch, hier eingefallen, dort geschwollen. Wer weiß, warum Gott sich mit ihm diesen Spaß erlaubt hatte. Als Kind war er jähzornig gewesen. Die anderen ließen sich nichts gefallen, aber an seiner Mutter ließ er all seinen Zorn aus. Wenn er mit ihr sprach, war es grundsätzlich in wütendem Ton. Als dem Schwächsten in der Familie versuchte sie ihm besonders viel Liebe zu geben, das wusste er auch, aber sie konnte sagen, was sie wollte, es brachte ihn nur in Rage. Jeder Blick in den Spiegel erinnerte ihn an die helle Haut und die feinen Gesichtszüge seiner Mutter. Für seinen Vater, von dem er das abstoßende Aussehen geerbt hatte, empfand er

ohnehin nur Abscheu. Als er heranwuchs, bemerkte er jedoch, dass sich beim Lächeln seine Wangen rundeten und er ganz gut aussah. Oder zumindest nicht so schlecht.

Als Jugendlicher hatte er auch Shyama Dhobi kennengelernt, einen Jungen der Wäscherkaste. Shyama hatte in jenen Tagen begonnen, seinen Vater zu begleiten, wenn der die Runde machte, um von seinen Kunden Sachen zum Waschen abzuholen. Auf diese Weise kam er auch bei ihnen regelmäßig vorbei. Das war, als sie noch in der Stadt Kushtia in Ostpakistan lebten. Einen hässlicheren Menschen als Shyama konnte man sich nicht einmal vorstellen. Er war schwarz wie die Pfanne, die man zum Brotmachen benutzte, und sein Gesicht war von Pockennarben so entstellt, dass man nur an dem Weiß der Lederhaut erkennen konnte, dass er Augen hatte. Aber ausgerechnet dieser Junge lief überall mit einem so freudigen Ausdruck herum, als hätte er irgendeinen Schatz gefunden. Shymas Vater, Gobindo Dhobi, hatte ihn Bhushans Mutter vorgestellt: „Gott hat mir nur einen Sohn geschenkt. Immerhin, dass die Göttin mir gnädig gewesen ist, dafür muss man dankbar sein! Nun ist es Zeit, ihn in unser Gewerbe einzuführen.“ Die Mutter war beim Anblick seines hässlichen Gesichts im ersten Augenblick erschrocken gewesen, hatte das aber nicht gezeigt und sich sofort gefasst: „Was für ein fröhliches Gesicht! Mögest du immer so glücklich sein, Junge!“

Shyama war es, der Kulbhushan auf den Vergessensknopf aufmerksam gemacht hatte. „Hey, Kulbhushan! Du hast von Natur aus einen Knopf am Körper, wenn du den drückst, vergisst du, dass die Leute sich über dich lustig machen. Einmal den Finger drauf, und eine Welle von Glück steigt in dir auf. Selbst wenn du es willst, kannst du dann gar nicht mehr traurig sein. Einmal ist an den Teich, wo wir immer die Wäsche waschen, ein Yogi gekommen, einer mit so großen Ohrringen. Ich war da dreizehn Jahre alt. Der hat mir gesagt: Wieso hat die Pockengöttin dich wohl am Leben gelassen? Ich wäre um ein Haar gestorben, das wusste ich. Der Yogi hat mir dann von dem Vergessensknopf erzählt. Er hat gesagt: Wenn es dir schwer ums Herz ist, drück einfach den Knopf und sieh, was passiert! Die Leute werden sich wundern, wie der Sohn des Wäschers Gobindo Rajak immer heiter sein kann, während die Schönen und Reichen dieser Welt ständig gereizt und unzufrieden sind.“

Der Onkel, das heißt Kulbhushan Jain, war auch deshalb vor dem Autobiographie-Plakat stehengeblieben, weil der Hauptdarsteller jemand namens Kulbhushan war. Er selbst hatte seinen Namen mit viel Mühe zu Bhushan reduziert. Dieser Name hatte ihn als Kind noch mehr als sein Gesicht gequält, und er war deswegen wütend auf seine Eltern gewesen. Nicht genug damit, dass er der vierte Sohn war, das heißt, als letzter nach einer ganzen Reihe von Söhnen auf die Welt gekommen war, dazu kam seine dunkle Hautfarbe, die Nase, die das ganze Gesicht einnahm, und diese Schweinsäuglein. Wie waren sie nur auf die abwegige Idee gekommen, gerade ihm den Titel Kulbhushan „Zierde der Familie“ zu verleihen? Der Pandit hatte bei der Namensgebungszeremonie nur vorgegeben, dass der Name mit K- beginnen musste, da hätten sie doch irgendetwas anderes nehmen können! Wieso musste ausgerechnet er die Verantwortung tragen, seiner Familie zur Zierde zu gereichen!

Zum Teufel mit dem „Kul“! hatte er gedacht, als er sich in ein bengalisches Mädchen verliebt hatte. Sein „Kul“, also seine Familie, streng vegetarische Jainas, würden ein Hähnchen und Fisch essendes Mädchen nie im Leben ins Haus lassen. Umso besser, dass er dieses „Kul“ schon vorher aus seinem Namen gestrichen hatte. Jetzt sollte es eben auch aus seinem Leben verschwinden. Er hatte Rima Sarkar auf der B. K. Pal Avenue in Kalkutta getroffen, vor der Schule, in der Nähkurse für Mädchen angeboten wurden. Rima war sein exaktes Gegenstück. Ihre Hautfarbe war sogar noch etwas dunkler als seine, und Augen und Nase wirkten disproportional. Sie hatte nicht mal bis auf die Knie herabfallendes Haar wie andere bengalische Mädchen. Ihre Haare reichten gerade mal bis zum Rücken, und zur Hälfte wurden sie auch noch vom Wind hochgeblasen. Aber auch Rima hatte dieses Lachen, das wie ein Zauberstab all ihre Hässlichkeit zum Verschwinden brachte. Bhushan Jain war damals Lehrling in einer Manufaktur, in der Saris bedruckt wurden. Die Werkstatt lag am hinteren Eingang der Nähschule. Irgendwie ergab es sich, dass immer beide gleichzeitig das Gebäude betraten. Nachdem das drei Tage lang der Fall gewesen war, lächelten sie einander an. Schon beim ersten

Lächeln war es Liebe gewesen. Glücklicherweise war die Liebe diesmal nicht einseitig wie in Kushtia. Das damals war ja gewesen, als würde man sein Herz an den Mond verlieren.

Von klein auf hatte Kulbhushan von Großmüttern und Tanten zu hören bekommen: „Na, wer wird dir schon seine Tochter zur Frau geben? Als der Schöpfer dich gemacht hat, hätte er dir ja wenigstens etwas gutes Aussehen mitgeben können! Und wie groß du auch noch geworden bist! Ein Kamel, kennst du doch, oder. Genau so siehst du aus. Wo sollen wir bitte eine Kamelstute für dich hernehmen?“

Mit der neu erwachten Liebe hatte sich Bhushans Welt verändert. Am liebsten hätte er zu Großmüttern und Tanten gesagt: „Ist schon gefunden, meine Kamelstute! Meine Himmelsfee. Ob sie euch gefällt oder nicht, für mich ist sie die ideale Partnerin. Wenn ich nicht mit ihr rede, weil ich sauer bin, vergießt sie Tränen wie eine Filmdiva, genau wie Nargis oder Meena Kumari. Aber unsere Liebe ist echt, und die Hautfarbe tut auch nichts zur Sache. Wir werden altern, wir werden Falten bekommen, aber unsere Liebe wird bestehen bleiben.“

Für „Liebe“ hatte Bhushan immer das englische Wort „love“ verwendet, niemals das Hindi-Wort „prem“. Auch heute tat er das nicht. Die Inder wussten schlichtweg nicht, was Liebe war. Bei ihnen drehte sich alles um Geschäfte. Mal wurde um „Familie“ gefeilscht, mal um „Vermögen“, mal um „Hautfarbe“ oder um die sogenannten „Gunas“, die Qualitäten der potentiellen Partner gemäß ihren Horoskopen. Seine drei älteren Brüder waren verheiratet worden, ohne ihre Partnerin vorher auch nur gesehen zu haben. Nach der Hochzeit mochte sich „prem“ ergeben, aber „love“ konnte es nur vor der Heirat geben.

Wer weiß, was für eine Lebensgeschichte der Kulbhushan von diesem Plakat in dem Theaterstück erzählen wollte! In seiner eigenen Geschichte – Onkel Bhushans Geschichte – gibt es solche Höhen und Tiefen, dass einer, der davon hört, wohl kaum glauben würde, dass so ein Leben möglich ist. In der Familie seines ältesten Bruders, für den der Onkel arbeitet, würde man gern Genaueres erfahren. Er weiß das sehr gut. Seine Nichte, bei deren Hochzeit er so viel geschuftet hat, wie es zehn Personen kaum hätten tun können, hat ihn einmal gefragt: „Onkel, ich habe gehört, dass du mal als Busschaffner gearbeitet hast?“ Das Mädchen hatte sich die Frage natürlich hundert Mal überlegt. So direkt hatte ihn bis dahin noch niemand darauf angesprochen. Hinter seinem Rücken, ja, da redeten sie alle über ihn: ein Marwari, ein Jaina, als Busschaffner, hat man so was schon gehört! Unglaublich!

Der Onkel hat keine Antwort gegeben. Nicht, dass das Hirn der Nichte noch Schaden nahm, wenn sie die Wahrheit erfuhr! Von ihrem Vater, also seinem Bruder, hatte sie die Geschichte sicher nicht gehört. Der hatte ihn selbst schwören lassen, falls jemand ihn danach fragte, die Sache als Gerücht abzutun. Es war eine peinliche Situation gewesen, als sein Neffe zweiten Grades, Suresh, in den Bus gestiegen war und ihm einen Fahrschein hatte abkaufen wollen. Was hatte der Lump auch in Bus Nummer 22 auf der Strecke zwischen Kalkutta-Chowringhee und Dakshineshwar zu suchen? Der Onkel hatte eigens diese Route für seine Tätigkeit als Schaffner ausgewählt, weil sie aus dem Zentrum hinausführte. Hinter seiner Brille hatte er aus wässrigen Augen auf seinen Neffen geblickt, während er ihm den Fahrschein aushändigte. Nicht einmal Geld hatte er von ihm genommen. Der Kerl hatte sehr wohl die Bitte in diesen Augen verstanden, niemand weiterzusagen, dass sich der Onkel mit der Arbeit als Busschaffner durchschlug. Aber Kulbhushan hatte nicht ohne Grund die folgende Nacht damit verbracht, sich auszumalen, wie der Neffe, kaum war er zu Hause, brühwarm seinen Eltern alles berichtete und mindestens vier Telefonate tätigte, um fern und nah jedermann zu informieren.

Seiner Nichte hat der Onkel erklärt, Suresh habe irgendeinen Busschaffner, der ihm ähnlich sah, mit ihm verwechselt. Er hat hinzugefügt, Suresh habe schließlich selbst herumerzählt, dass jener Schaffner sich bei seinem Anblick sofort mit einem schmutzigen Tuch das Gesicht bedeckt hatte. „Manche Leute verbreiten ja mit Vergnügen allerhand Gerüchte“, erklärte er zur Verblüffung des Mädchens, „ja, sogar mir kommt es allmählich so vor, als hätte ich im Bus Nummer 22 auf der Chowringhee-Dakshineshwar-Route den Schaffner gespielt. Wenn einer überall immer dasselbe über sich zu hören bekommt, glaubt er endlich selbst, dass es wahr ist.“

Falls der Onkel sich hinsetzt und wie dieser Schauspieler namens Kulbhushan seine Autobiographie verfasst, ob er dann wohl auch über seine Erfahrung als Busschaffner schreibt? Besser wird es wohl sein, dass er das seinen Angehörigen als Geheimnis hinterlässt, wenn er geht. Suresh hat ohnehin einen Ruf als Lügner. Wenn der Onkel diese Episode nicht in seine Lebensgeschichte aufnimmt, werden alle überzeugt sein, dass Suresh ihnen damals ein Märchen aufgetischt hat. Aber wo soll er mit seiner Autobiographie anfangen? Damit, wie er obdachlos war? Oder damit, wie er staatenlos war? Damit, wie er die Stadt Kushtia verließ, die heute zu Bangladesch gehört und damals zu Ostpakistan? Oder soll Kulbhushan noch früher anfangen, damit, wie sein Großvater Bhajanlal aus dem Dorf Bissau in Rajasthan nach Kushtia in Ostbengalen zog?

Bis zu dem Zeitpunkt, als Bhushan das Licht der Welt erblickte, hatten der Großvater und dessen Söhne in Ostbengalen ein florierendes Geschäft mit Lebensmittelgroßhandel aufgebaut, mit ausgezeichneter Reputation in der gesamten Marwari-Gemeinde. Der Großvater hatte dem Kind den Namen Kulbhushan gegeben, weil er es für besonders vom Glück gesegnet hielt, denn er hatte gerade die öffentliche Ausschreibung für das Roden von Bäumen und Büschen und den Bau von unbefestigten Straßen am Ufer des Gorai-Flusses in Kushtia gewonnen. Dass dieses Kind einst als Schaffner im Bus Nummer 22 den Leuten für zehn Paise Fahrkarten ausstellen würde, hätte der Großvater sich vermutlich kaum vorstellen können.

Um die Wahrheit zu sagen, solange er in Ostbengalen oder Ostpakistan lebte, verlief sein Leben in geregelten Bahnen. Jedermann nannte ihn „Bhushan Babu“. Nicht einmal seine Angehörigen redeten ihn ohne das respektvolle „Babu“ an. Großvater Bhajanlal pflegte zu sagen, an Klugheit komme der Junge nach ihm. Der werde sogar aus Lehm noch Gold hervorholen. An einem einzigen Tropfen Senföl konnte er ablesen, wieviel der Einzelhändler dafür zu zahlen bereit wäre. Wie stark man das Kokosöl mit Whitol strecken und damit den Profit steigern konnte, davon hatten nicht einmal seine älteren Brüder eine Ahnung. Einmal hatte sein ältester Bruder Kashi gepanschtes Öl hergestellt und freute sich: Sieh nur, dieses Öl flockt nicht mal bei niedrigen Temperaturen! Bhushan hatte nicht schlecht lachen müssen.

Seine Arbeit hat er immer sehr ernst genommen, er ließ nicht die kleinste Ungenauigkeit zu. Selbst heute noch kennt man in der Familie seines Bruders den Onkel als einen, der jede ihm aufgetragene Arbeit mit staunenswerter Sorgfalt ausführt. Dass er lange dafür braucht, ja, das ist wahr. Sein Großvater hat ihm als Kind Sprüche wie diese eingepflegt: „Eile mit Weile“, „Gut Ding will Weile haben“, „Rom wurde nicht an einem Tag erbaut“, außerdem Weisheiten wie „Eine unbedeutende Arbeit gibt es nicht“ und „Tu was du kannst, mit dem, was du hast, dort wo du bist.“

Die Schwiegertochter seines Bruders sagt zum Beispiel: „Onkel, ich muss zu einer Hochzeit. Kannst du meinen schweren Sari bügeln? Wenn ich ihn jemand anders gebe, wird das nicht so ordentlich.“ Der Onkel scheint sich über das Lob zu freuen: „Es wird etwas dauern! Aber natürlich mache ich das. Wieso sollte ich es auch nicht tun. Wieso auch nicht?“ Es hört sich an, als sagte er das einmal zu sich selbst und ein zweites Mal zu seinem Gegenüber. „Nein, Onkel, kein Problem, ich lasse das Ramu machen. Wieso sollte ich dich damit belasten? Nur, das letzte Mal hatte ich danach Brandflecken in einem ganz neuen Sari.“

Mit seinem „Wieso sollte ich es auch nicht tun“ will Onkel Bhushan der Schwiegertochter versichern, dass er gar nichts dagegen hat, derartige Handreichungen oder Dienstleistungen zu übernehmen. Er weiß freilich, dass die Angehörigen seines Bruders das anders sehen. Sie wollen ihm zu verstehen geben, dass es aus purer Notwendigkeit geschieht, wenn sie ihm die eine oder andere Aufgabe übertragen. So ein Streit um die Deutungshoheit kommt fast jeden Tag vor. Aber beide Seiten bleiben stur bei ihrer Version.

„Einkaufen wie Bhushan Babu, das hat wohl nicht mal sein Großvater Bhajanlal gekonnt“, pflegte in Kushtia der Geschäftsführer, Jagmohan, zu sagen. Ob es sich um Senföl von der Sultania-Fabrik in Chittagong handelte, um Chilischoten aus Chandpur oder um Zimt aus Sylhet, ob um den Handel mit Nelken oder Kardamom, Bhushan gelang es immer, die beste Qualität zum niedrigsten Preis zu bekommen. Manchmal fuhr er selbst mit Dosen und Fässern für Lebensmittel per Boot von Chandpur

nach Kushtia. Niemand durfte es wagen, eine Büchse Öl auszutauschen und ihm dafür altes Öl unterzuschieben. Er beteiligte sich sogar selbst am Be- und Entladen, wie ein einfacher Lastenträger. Dass er aus einer reichen Familie stammte, konnte ihm keiner ansehen. Gelegentlich schnorrte er sogar eine Zigarette von einem der Arbeiter, saß dann wie diese in Hockstellung auf dem Boden und rauchte, während er zusah, wie die Gorai breit dahinströmte, der Fluss, den sie hier Ganges nannten. Anfangs waren die Tagelöhner und Arbeiter weggegangen, wenn er sich zu ihnen gesellt hatte, sie hatten sich gestört gefühlt. Später akzeptierten sie ihn als einen der ihren. Es kam vor, dass sie sich von ihm etwas Geld borgten, und wenn bei ihnen eine Hochzeit oder ein anderes Fest stattfand, luden sie ihn auch ein.

Bhushan fühlte sich bei den einfachen Leuten wohl. Bei seinen eigenen Angehörigen war das niemals der Fall. Sein Vater war sehr zufrieden mit der Arbeit seines Sohnes, aber dass Bhushan mit Kulis und Arbeitern verkehrte, gefiel ihm gar nicht. Seine Mutter liebte ihn, aber ihm war nur zu bewusst, dass sie sich immer fragte, wie sie nur ein Kind mit diesem Aussehen hatte zur Welt bringen können, so vollkommen anders als seine Geschwister. Es machte ihn rasend, dass seine Mutter, um diese Tatsache zu kaschieren, ihm immer die besten Sachen zu essen vorsetzte. Was sie nicht wusste, war, dass er im Alter von sechs Jahren ein Gespräch zwischen Mutter und Großmutter mitgehört hatte. Seine Mutter hatte geklagt, jedes Mal, wenn sie Kulbhushan ansehe, frage sie sich, warum er nicht ihr ähnlich sehe. Darauf hatte die Großmutter bedauernd erklärt: „Ja, allzeit glücklich sind der Sohn, der seiner Mutter, und die Tochter, die ihrem Vater ähnelt.“

Falls Onkel Bhushan auch solch ein „Autobiographie“-Stück schreiben sollte und darin behauptete, er habe sich in das Buch seines Lebens mit dem Vermerk „allzeit glücklich“ eingetragen, würde man sich als Zuschauer oder Leser vermutlich wundern. Und dann ärgerlich sagen, Bhushan sei doch ein alter Lügenbold. Einer, der in seinem Leben Diebereien begangen hat, als Busschaffner gearbeitet und sonst was getan hat oder auch nicht getan hat, einer, der wer weiß wie viele Lügen fabriziert hat, wird in seiner Autobiographie wohl kaum die Wahrheit sagen. Er wird sich eine ganz andere Persönlichkeit zurechtzimmern, schließlich hat er im wirklichen Leben nicht einmal davor zurückgeschreckt, sich einen anderen Namen zuzulegen.

Das Leben hat Bhushan schon immer in der Weise zum Narren gehalten, dass genau das, was er geheim halten will, bald jedem bekannt ist. Dass zum Beispiel im ersten Stock eines nicht sehr großen Mietshauses in der Telipara Lane von Nord-Kalkutta ein gewisser Gopal Chandra Das wohnte, nicht Kulbhushan Jain. Wie aber gelangte diese Information zu seinem Bruder und dessen Familie in ihrem Bungalow knapp zehn Kilometer weiter in Ballygunge in Süd-Kalkutta?

Bhushan war damals über längere Zeit krank. Typhus, Malaria, Grippe, eine nach der anderen bekam er all diese Krankheiten. Über drei Wochen lang war er nicht in der Lage, zu seinem Bruder zu fahren. Das Telefon war auch defekt, und Mobiltelefone gab es noch nicht. Ein paarmal kam ihm der Gedanke, seinen Sohn Prashant zu Kashi zu schicken, um Bescheid zu geben, dass er krank war, und auch Hilfe zu holen, aber als er das Gesicht seines Sohnes sah, der am College studierte, brachte er nicht den Mut auf, ihn darum zu bitten.

Unter den Angehörigen des ältesten Bruders stand ihm dessen Frau besonders nahe. Sie hatte ihn immer gern gehabt. Eines Tages begann sie morgens nach dem Aufstehen zu weinen, denn sie hatte von Bhushan Babu geträumt, und es war ein böser Traum gewesen. „Der arme Bhushan Babu! Keiner in der Familie bringt ihm den nötigen Respekt entgegen. Der Arme ist doch aus demselben Schoß geboren, aus dem auch die übrigen Brüder hervorgegangen sind, aber was hat er bekommen? Wie ein Vagabund wandert er herum, der eine schimpft ihn einen Dieb, der andere einen Herumtreiber, der dritte sagt, sein moralisches Verhalten lässt zu wünschen übrig. Nächstelang bleibt er aus, wer weiß wo. Seine arme Mutter hat sich seinetwegen ihr Leben lang gegrämt. Mit diesem Kummer im Herzen ist sie gestorben!“ Als Bhushans Schwägerin an diesem Morgen das Frühstück nicht anrührte, sondern in einem fort so klagte, wies sein Bruder den alten Diener Ramu an, nach Telipara zu fahren und Bhushans Adresse ausfindig zu machen. In der Straße, die ihm genannt worden war, fragte Ramu von

den an der Straße herumlungern den Jugendlichen über den Wäscher bis zu den Alten, die auf der Schwelle vor ihren Häusern saßen, jeden nach Herrn Bhushan Babu Jain, aber niemand konnte ihm sagen, wo eine Person dieses Namens wohnte. Schließlich setzte er sich erschöpft neben den Wäscher, der an der Straße seine Bügelarbeiten verrichtete. Ihm fiel ein feines kariertes Hemd ins Auge: das gehörte doch dem jüngsten Sohn seines Chefs! Er sprach den Wäscher an: „Wem gehört denn dieses Hemd?“ „Das gehört mir“, sagte der Wäscher. „Und wer hat es dir gegeben?“ fragte Ramu weiter und erhielt die Auskunft: „Na, da ist doch dieser Gopal Chandra Das, der wohnt gleich hier, oben im ersten Stock. Von seinem Sohn habe ich das, er hat es mir für zwanzig Rupien verkauft. Sein Vater ist krank, was soll er machen? Ist ein teures Hemd, sein Vater hatte es von seinem Arbeitgeber bekommen.“

Auf diese Weise hatte Ramu den Weg zum Zimmer von Gopal Chandra Das alias Kulbhushan Jain gefunden. Kulbhushan war gerührt, als er erfuhr, dass seine Schwägerin seinetwegen geweint und dass sie von ihm geträumt hatte. Er ergriff Ramus Hand und sagte: „Ramu, für meinen Bruder Kashi und meine Schwägerin würde ich mir sogar die Haut abziehen lassen. Sie sind für mich Vater und Mutter. Sie haben mich sozusagen an die Hand genommen und aus dem Brunnen gezogen, erst seitdem bin ich ein Mensch, der etwas zählt. Ohne sie würde man mich nicht einmal zu Hochzeiten in der Familie einladen.“ Ramu übergab Onkel Bhushan das Geld und die Früchte, die er mitgenommen hatte, und berichtete, als er wieder zu Hause war, alles genauestens dem Chef und dessen Frau.

Als Bhushan nach seiner Genesung wieder zu seinem Bruder nach Hause kam, brachte die Schwägerin ihn in den Familientempel, legte ihm die Hand auf und bat um Gottes Segen für seine Gesundheit. „Wirklich, Schwägerin, du bist für mich mehr als eine Mutter“, wollte Bhushan sagen, aber aus Angst, von seinen Gefühlen übermannt zu werden, blieb er stumm.

Die Schwägerin hatte seit einigen Monaten starke Schmerzen im linken Oberarm. Die Ärmste konnte den Arm nicht einmal anheben. Weil es ihr schwerfiel, Bluse und Sari anzuziehen, trug sie meistens Nachthemden. Bhushan tat seine Schwägerin leid. Sie war schon bei allen möglichen Ärzten gewesen, hatte Medikamente genommen und Ultraschalluntersuchungen durchführen lassen. Aber der Orthopäde sagte: „Frozen Shoulder lässt sich nicht heilen. Irgendwann verschwindet das von selbst.“ Einmal, als die Schwägerin vor Schmerzen gestöhnt hatte, hatte Bhushan absichtslos begonnen, ihr die Schulter und den Arm zu kneten. „Ah, wie gut das tut, Bhushan Babu! Möge Gott auch dir so ein Wohlgefühl schenken!“ Erschrocken hatte Bhushan zu Kashi hinübergeschaut, aber auch im Blick des Bruders lag Anerkennung. Seither war Bhushan das Heilmittel für sämtliche Schmerzen von beiden. Mal massierte er dem Bruder die Beine, mal linderte er seine Rückenschmerzen mit warmem Wasser. Dann wieder rieb er Schulter und Arm der Schwägerin mit Schmerzgel ein und führte mit einer heißen Kompresse eine Wärmetherapie durch. „Wie hellhäutig die Schwägerin ist“, den Gedanken hatte er sich anfangs nicht verkneifen können. Aber augenblicklich hatte er den Vergessensknopf betätigt und diesen Gedanken für immer verbannt. So schickte es sich: Als Rama den Schmuck seiner entführten Frau fand und, selbst blind vor Tränen, seinen Bruder Lakshman um Hilfe bat, vermochte dieser Sitas Armreif nicht zu identifizieren, denn „Ich kann nur ihr Fußkettchen wiedererkennen, da ich beständig ihre Füße verehere“, höher hatte er aus Respekt nie den Blick gehoben.

„Schwägerin, während ich krank dalag, habe ich immer gedacht, hoffentlich sind deine Schmerzen nicht schlimmer geworden! Aber ich war einfach zu schwach, um aufzustehen.“ „Nein, die Schmerzen haben deutlich abgenommen, das habe ich sicher vor allem dir zu verdanken, Bhushan Babu. Aber du solltest es jetzt eine Weile ruhig angehen lassen, um vollständig zu genesen. Wenn du gleich wieder loslegst, geht es dir bald wieder schlecht. Hier, Ramu, mach mal ein ordentliches Frühstück für Bhushan Babu!“

In diesem Moment war Bhushans Bruder erschienen: „Bhushan, bring morgen deine Lebensmittellkarte mit!“ Damit war er wieder in seinem Zimmer verschwunden.

Hätte man Bhushans Körper aufgeschnitten, wäre kein Blut herausgekommen. Seine Lebensmittellkarte war auf den Namen Gopal Chandra Das ausgestellt. Dass Kashi sie zu sehen verlangte, konnte nur bedeuten, dass Ramu ihm alles haarklein berichtet hatte. Wie hatte er nur denken

können, dass Ramu aus Mitleid die Wahrheit verschweigen würde? Derartige Hoffnungen hatten sich doch jedes Mal als Irrtum herausgestellt. Seine Angehörigen, das waren eben gerade nicht solche, die ihm angehörten. Das Geld entfernte sie von ihm. Und die Armen innerhalb seiner eigenen Gesellschaftsklasse hielten auch nicht zu ihm, weil sie den Reichen verpflichtet waren.

Irgendwie hatte er sein Frühstück heruntergebracht, dann war er zu seinem Bruder gegangen. „Wie geht es deinem Rücken, soll ich eine Wärmebehandlung durchführen?“ Der strenge Gesichtsausdruck seines Bruders war etwas milder geworden. „Bhushan, wieso tust du so etwas? Hast du denn deine Eltern, Familie, Religion, alles aufgegeben? Du hast eine bengalische Frau geheiratet, gut. Kein Problem. Aber du hättest ihr deinen Namen geben sollen. Stattdessen bist du selbst zum Bengalen geworden! In Kushtia waren wir Bengalen unter Bengalen, wir haben ihre Sprache gesprochen, haben dieselben Sachen wie sie gegessen. Aber niemals haben wir unseren Namen geändert und unsere Abstammung verleugnet!“

Bhushan schwieg einen Moment. Zu sagen, dass er in einem Bengali-Viertel lebte und deshalb einen anderen Namen annehmen musste, würde nicht ausreichen. Was sollte er also sagen? „Bruder, aus Kushtia wurden wir vertrieben, weil wir keine Muslime waren. Genauso hätte man mich aus dem Telipara-Viertel vertrieben. Die sind zu mir gekommen und haben um eine Spende für die Durga-Puja gebeten. Haben gesagt, Jain-Babu, mit weniger als 5000 Rupien werden wir uns nicht zufrieden geben. Schließlich sind Sie ein Marwari, ein reicher Mann. Wenn Sie weniger beisteuern, werden wir Sie hier im Viertel nicht dulden.“ Bhushan sah, dass seine Worte Gehör fanden, sein Bruder wiegte bestätigend den Kopf. Ungefähr dreißig Jahre zuvor war Kashi von Naxaliten bedroht worden und war gezwungen gewesen, seine Fabrik zu schließen. „Schau, Bruder, ich hätte wieder meine Siebensachen packen und bei dir um Hilfe anklopfen müssen, hätte dir das gefallen? Also habe ich in reinstem Kushtia-Bengali gesagt, was redet ihr? Was für ein Jain Babu? Mein Name ist Gopal Chandra Das. Fünftausend Rupien haben nicht mal meine Vorfahren zu sehen bekommen. Leute, das ist mehr, als ich in einem ganzen Jahr an Ausgaben habe! Heil Mutter Durga! Sei diesem armen Mann gnädig!“

Kashi musste über Bhushans gekonnte Imitation des ostbengalischen Dialekts und der Sprechweise ihres dortigen Nachbarn Gopal Chandra Das lachen. „Bhushan, du hättest zum Film gehen sollen! Du hättest fabelhaft die Rolle von Meghanad gespielt, dem Sohn des Dämonenkönigs Ravana. Berühmt wärst du geworden.“ Für einen Moment waren die beiden wieder zu den Brüdern ihrer Kindheit geworden. Mit der Rückschau auf ihre kindliche Unbeschwertheit und die kleinen Freuden, die sie damals erlebt hatten, ging ein Leuchten über ihre Gesichter.

„Ehrlich, Bhushan, manchmal träume ich heute noch von unserem Haus in Kushtia am Ufer des Ganges. Das Haus steht bestimmt noch. Vermutlich wohnt irgendein Muslim darin. Wie wir über Nacht alles verlassen mussten! Zuerst war da die Nachricht, dass in Noakhali Hindus ermordet wurden. Darauf haben unser Vater und sein jüngerer Bruder ihre Gewehre herausgeholt und gereinigt, sie hatten ja einen Waffenschein. Wir haben auf dem Dach zerstoßenes Glas, Ziegelsteine und Chilipulver bereitgelegt. Aber dann kam Tulu Sardar, der hat zu unserem Vater gesagt: ‚Hören Sie, schicken Sie Frauen und Kinder nach Kalkutta, gleich heute mit dem Zug um fünf Uhr nachmittags! Lassen Sie zur Begleitung Ihren Bruder mitfahren! Sie haben nichts zu befürchten!‘ Nur unsere Eltern sind in Kushtia geblieben. Die Familie von Vaters jüngerem Bruder ist anschließend nach Kalkutta gezogen. Aber wir sind wieder zu unseren Eltern zurückgefahren. Als das in Noakhali passierte, war ich zehn Jahre alt. Ich weiß noch, wie unser Onkel und die Tante weinten, während sie die Wertsachen in ihren Kleidern versteckten, wie sie silberne Gefäße in Kleiderbündeln einbanden. Der Onkel hat zuerst uns Kinder und seine Frau in dem Güterwagen untergebracht und ist dann selbst zugestiegen. So kamen wir nach Kalkutta. Vierzig Personen waren wir, die in diesem Güterwagen von Kushtia abfuhr.“

Tiefe Trauer erfasste Bhushan. Er hatte keine Erinnerung an jene Zeit kurz vor der Unabhängigkeit, als sie zum ersten Mal ihr Zuhause verlassen hatten. Er musste etwa fünf Jahre alt gewesen sein. Vielleicht gab es Spuren davon in seinem Gedächtnis, aber dann hatten sich die Erinnerungen an das zweite und dritte Mal darüber geschoben.

Er war nach Westbengalen herübergekommen, aber sein Leben hatte er dort im Osten, in Kushtia zurückgelassen. Die anderen hatten irgendwie wieder Halt gefunden, aber ihn hatte es hierhin und dorthin verschlagen, von einer Arbeit zur nächsten, von einem Haus zum nächsten. Beim letzten Mal, während der Massaker im Jahr 1964, hatte er auf dem Weg in den Westen angeblich eine silberne Servierplatte entwendet. Jedenfalls verdächtigte man ihn, das getan zu haben. Was vorgefallen war, war folgendes: Während der Flucht über die Grenze, als jeder nur um sich selbst und seine Angehörigen besorgt war, war das Bündel mit der Platte irgendwo im Zug liegengeblieben, möglicherweise hatte auch einer der Fluchthelfer es sich unter den Nagel gerissen. Bhushan war sogar allein bis zur Grenze zurückgegangen und hatte versucht, das Bündel zu finden oder herauszubekommen, wo es war, aber vergebens.

Sein ältester Bruder war mit einem Mal verstummt, er schien über etwas nachzudenken. Bhushan wusste, woran er dachte: an das Bündel mit der Silberplatte. Obwohl längst erwiesen war, dass er die nicht entwendet hatte. Hätte er die Platte gestohlen, würde er dann so armselig leben? Aber schleicht sich einmal Zweifel ein, so wird er wie bei einer Virusinfektion immer wieder aufs neue aufflammen. Tatsache war, dass er zur Deckung seiner täglichen Ausgaben einige kleinere Gegenstände verkauft hatte, als er aus Ostpakistan nach Kalkutta gekommen war, nachdem die übrigen Familienmitglieder längst dort ansässig geworden waren. Aber das machte jeder. Alle waren knapp bei Kasse und mussten sehen, wo sie blieben. Und was hätte er denn tun sollen? Trotz seiner mittlerweile zweiundzwanzig Jahre hatte damals niemand seine Heirat angesprochen noch nach seinen Bedürfnissen gefragt. Die drei älteren Brüder waren verheiratet und waren mit Familie und Geschäft in Kalkutta etabliert. Nur er war auf der Strecke geblieben. Weder gehörte er richtig zu Indien noch zu Pakistan. Niemand war sein Freund, niemand half ihm.

Mit freundlicher Genehmigung des Draupadi Verlags